

Fahren ist ein eigenartiges Gefühl, ob man nun im Auto, im Zug oder in einem Kahn sitzt und von Kräften fortgetragen wird, denen man sich anvertraut, denen man sich aber auch ausliefert. Wenn du im Zug sitzt, er sich ruckartig oder allmählich in Bewegung setzt und Häuser, Felder oder Wälder vorbeiziehen, geschieht etwas mit dir. Zunächst gibst du dich dem Gefühl des Fahrens hin, nimmst die ständig wechselnden Fahreindrücke wahr, verarbeitest sie und überlässt dich irgendwelchen Gedanken, die beginnen, auf dich einzuströmen. Es wird dir bewusst, dass etwas, was mit dir zu tun hat, zurück bleibt und etwas Unbekanntes, Neues auf dich zukommt. Es liegt etwas vor dir, dem du dich mit jeder Radumdrehung näherst, von dem du aber noch nicht weißt, was es zuletzt sein wird. Du befindest dich in einem Zustand der Veränderung und hoffst – natürlich – auf eine Veränderung in einem guten Sinn und auf ein glückliches Ende der Fahrt. In dieser Situation befand ich mich, als ich am 14. Februar 1944 in einem Personenzug saß, der um die Mittagszeit aus dem Wiener Südbahnhof rollte. Ein ganz eigenartiges und neuartiges Gefühl bemächtigte sich meiner, denn es war Dienstag, und es war der erste Dienstag meiner Schulzeit, an dem ich keine Hausaufgabe herzeigen musste, keine Prüfung auf mich wartete und keine Pausenglocke läutete. Zurück lag das kleine Elternhaus am Rande eines riesigen Marchfelder Feldes, eine staubige Zufahrtsstraße, Buffi, der kleine schwarze Hund, zwei Ziegen, ein Schwein und 44 Angorahasen, die meine Mutter sorgsam betreute und für die ich das Futter einholen musste. Zurück blieb auch der übergroße Rangierbahnhof zwischen Breitenlee und Süßenbrunn, ein Spielparadies für alle Kinder, die in der Nähe wohnten und zum Vergnügen ganze Zugarnituren zum Rollen brachten, auf die sie dann während des Rollens aufsprangen.

Fast über Nacht war aber auch das tägliche Fahrtabenteuer ins Gymnasium Vergangenheit geworden – der lange Fußweg zur Autobushütte an der Breitenleerstraße, das bange Warten, ob ein Autobus auch rechtzeitig kommen würde, das Raten, ob es heute der gelbe, blaue oder der grüne sein würde, und dann das Hineindrängen der Wartenden in den bereits völlig überfüllten Bus, die

viertelstündige Fahrt nach Kagran, wo alle bestens gelaunt herausquollen und zur damaligen Endstation des Siebzehnler rannten, um mit ihm weiter bis Floridsdorf zu gelangen. Meistens stand dann bei der ersten Straßenbahnhaltestelle nach dem Kagranerplatz der Mufti, seines Zeichens Geografie-Professor des Gymnasiums, ob seiner Fülle willkommenes Bemerkungs- und Unterhaltungsobjekt während der Fahrt.

Aber die lustigen Gymnasiasten waren seit dem Anschluss Österreichs 1938 an das Deutsche Reich keine Gymnasiasten mehr, sondern Oberschüler! Und als solche wurden sie dann jahrgangswise und klassenweise »zur Verteidigung des Vaterlandes und zum Schutze der Heimat« zur Flak eingezogen (»zur Heimatflak« hieß es in des Volkes Sprache). Ich war einer von diesen Oberschülern und nun auf dem Weg nach Achau, wo ich als »Luftwaffenhelfer« in den dort stationierten Flakbatterien meinen Wehrdienst zu leisten hatte. Die verschiedensten Gedanken und Gefühle durchströmten meinen Kopf, als der Zug nach Meidling die Stadtlandschaft hinter sich ließ und am Zugfenster die Landschaft südlich von Wien vorbei zog. Und irgendwie überkam mich eine Art Zufriedenheit, ja sogar ein Glücksgefühl, zu wissen, dass nicht gleich morgen wieder ein verkürzter Schultag in einem ungeheizten Klassenzimmer abgessen werden musste, dass ich endlich vom elterlichen Zuhause weg war und gewiss Interessantes auf mich warten würde. Dass die Sache auch mit Gefahren verbunden sein könnte, verdrängte ich nach dem Aufflackern solcher Gedanken.

Der Zug verließ die Station INZERSDORF-METZGERWERKE, ohne dass ein einziger Mensch aus- oder zugestiegen wäre. Auf dem nächsten Bahnhofsgebäude war HENNERSDORF zu lesen, und wieder zeigte sich niemand auf dem Bahnsteig ... Hatte der Krieg bereits das normale Leben derart beeinträchtigt, dass die Menschen keinen Grund mehr hatten, mit der Pottendorfer Linie nach Pottendorf oder nach Ebenfurth, meinem Geburtsort, und dann weiter nach Wr. Neustadt zu fahren? Wann werde übrigens ich mit der Pottendorfer Linie wieder nach Ebenfurth fahren können, um das Grab meiner mir völlig unbekanntem Großeltern aufzusuchen und zu sehen, ob das Haus Hauptstraße Nr. 35 noch steht,

das Haus, in dem ich geboren wurde? Die Antwort auf diese Fragen kann nur die Zeit geben!

Nach Hennersdorf: Das Land wurde noch freier, die Felder, zwischen denen der Zug in Richtung Wr. Neustadt fuhr, größer, und so weit das Auge die vorbeigleitende Landschaft erfassen konnte, zeigten schwarze Ackerschollen und weiße Schneeflecken das Ringen der Natur um die bald notwendige Klärung des Sachverhalts – der zu erwartende Sieg des Frühlings über den Winter, der Triumph des Hellen über das Dunkle, des Guten über das weniger Gute, das Bedrohende, das Böse. Diese Gedanken drängten sich mir auf, als ich mich bei jeder Radumdrehung weiter und weiter vom sicheren Zuhause entfernte und mich der Zug einer völlig ungewissen, aber irgendwie verheißungsvollen Zukunft entgegen führte. Jetzt weiß ich, dass der gelegentliche Pfiff der Dampflokomotive ganz vorne ein Signal gewesen sein könnte im Hinblick auf das, was noch auf mich zukommen würde. Schließlich war Krieg, und das gesamte Leben damals war im öffentlichen wie im privaten Bereich ganz auf diesen Krieg ausgerichtet. Man wusste, dass dieser Krieg deswegen geführt werden musste, weil Deutschland »ein Volk ohne Raum« war, weil Polen den »Korridor« zwischen Deutschland und Ostpreußen beherrschte und dadurch etwas trennte, was zusammengehörte. Noch immer höre ich die Stimme Hitlers, als er im Herbst 1939 eine Ansprache »an das deutsche Volk« hielt und ins Mikrofon bellte »Seit 4 Uhr früh wird zurückgeschossen!« Das war der Beginn des 2. Weltkrieges, zunächst gegen Polen geführt, nach und nach gegen einen großen Teil der friedlichen Welt. Als Volksschüler von 12 Jahren bekam man trotz der kindlichen, realitätsfernen Interessen so manches mit, was nicht gerade als kindgemäß zu bezeichnen wäre. Von einem Tag zum anderen veränderte sich im März des Jahres 1938 – dem Einmarsch der deutschen Truppen in Österreich und dem daraus folgenden Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich – das Leben der Menschen grundlegend, auch das der Schulkinder. In der großen Pause rannten wir hinaus in den angerartigen Park von Breitenlee, wo das deutsche Militär, die deutschen Truppen, ihr schweres Gerät aufgebaut hatte: Fahrzeuge, Geschütze, für uns damals Kanonen. Der Himmel dröhnte vom Motorengeräusch

unzähliger Flugzeuge, die tagelang in geordneten Formationen über Wien flogen und wohl gewaltige Macht demonstrieren sollten. Heute weiß ich, dass es die Maschinen vom Typ Ju52 waren, die für diesen eindrucksvollen Propagandazweck herangezogen wurden. An den Nachmittagen liefen wir dorthin, wo diese Flugzeuge starteten und landeten: zum nahegelegenen Flugfeld Aspern, wo wir uns die Augen aus den Köpfen starteten und stundenlang das Treiben daselbst beobachten konnten; niemand hinderte uns daran, und unser Dasein war infolge dieser Ereignisse nicht mehr so langweilig wie die Zeit vorher, sondern kurzweilig wie nie zuvor. All das schlug sich auch im schulischen Geschehen nieder. In den Zeichenstunden wurden die mannigfaltigen Eindrücke mit echter Begeisterung zu Papier gebracht. Flugzeuge bevölkerten den immer blauen Himmel, und das Heck zierte das Hakenkreuz auf weißem Feld und blutig-rottem Grunde, wie es die Propaganda so einprägsam verkündete. Aber andere Flugzeuge bevölkerten den blauen Himmel ebenso: die englischen, später die amerikanischen. Sie unterschieden sich von den deutschen Fliegern dadurch, dass sie englische Hoheitszeichen am Rumpf aufwiesen und einen schwarzen Schweif hinter sich herzog, manchmal waagrecht, manchmal senkrecht. War der Schweif senkrecht, stürzte das »feindliche« Flugzeug gerade ab, und je nach Laune des Künstlers hatte sich glücklicherweise in der Nähe der getroffenen Maschine ein weißer Fallschirm geöffnet, der dem feindlichen Piloten das Leben rettete ... Derartige spielte sich hoch über den Köpfen des höchst interessierten kleinen Volkes ab, und zu ebener Erde, im kleinen Angerpark von Breitenlee, gab es anderes zum Begaffen: schwere Waffen mit ihren dazugehörigen Zugmaschinen. Die schweren Waffen waren Flakgeschütze, die Zugmaschinen sogenannte Raupenschlepper, autoähnliche Fahrzeuge, die vorne zwei normale Räder, hinten jedoch Antriebsketten wie Panzer aufwiesen, sodass sie sowohl straßentauglich als auch geländetauglich waren, wie das ein deutscher Soldat den staunenden Kindern in einer nie gehörten deutschen Sprache erklärte. Die vermeintlichen Kanonen waren Flakgeschütze, deren Sinn es war, feindliche Flugzeuge abzuschießen. Heute weiß ich, dass es sich um die Schwere Flak des Kalibers 8,8 handelte, die im Breitenleer Angerpark gegenüber der

Schule zur Schau gestellt wurde und allerhöchstes Interesse hervorrief. Damals bewunderte ich, was ich gar nicht viel später selbst zu bedienen hatte: die Fliegerabwehrkanone des Kalibers 8,8 cm (Abkürzung: Flak), waffentechnisch dem Begriff »Schwere Flak« zugeordnet und von den kleinen Bewunderern vielfach auf geduldigem Zeichenpapier feuerspeiend, also schießend, dargestellt.

Alles hatte sich in kürzester Zeit völlig verändert, und besonders für Kinder war der Alltag mit Schule, nachmittägigem Spielen, den elterlichen Verfügungen und Mahnungen nicht mehr so wie früher. Der Alltag, der beschauliche Schulweg mit seinen vielen Verlockungen, ihn zu unterbrechen, abzukürzen oder – wie jetzt – zu beschleunigen, war ungewohnt, neu und irgendwie geheimnisvoll, denn plötzlich war er mit den vielversprechenden Begriffen Abwechslung und Überraschung behaftet. Es zahlte sich sicherlich aus, früher im Dorf zu sein, denn dann konnte man nichts versäumen; es gab gewiss wieder irgendetwas, das zu bestaunen und in der Zeichenstunde wirkungsvoll zu verarbeiten war.

Ganz allgemein hatte eine Art geheimnisvoller Umbruch- und Aufbruchsstimmung um sich gegriffen, der sich weder die Kinder, noch die Erwachsenen im nachbarlichen Bekanntenkreis entziehen konnten. Nur meine Mutter hörte ich das eine oder das andere Mal sagen: »Ob das alles gut ist, ob das alles gut geht?« Warum sie skeptisch war, belastete mich nicht weiter, aber nach dem Krieg wusste ich es: Sie hatte wohl bei Einkäufen in der Stadt, in Wien, erlebt, was mit bestimmten Menschen auf Straßen und Plätzen geschah...

Das Geheimnis des Andersseins, der »gehobenen« Stimmung allerorts und einer gewissen Erwartungshaltung bei den Menschen lässt sich in vier Worten zusammenfassen: UNSER FÜHRER ADOLF HITLER.

Wegen der katastrophalen Wirtschaftslage in Österreich und Deutschland galt dieser Mann als Erlöser, Heiler, Wunderwesen und Befreier von dem, was man als Not, Elend und Hoffnungslosigkeit zusammenfassen konnte.

Als er am 13. März 1938 in Österreich einmarschierte und unter dem Jubel hunderttausender spalierstehender Menschen im

Schritttempo durch fahnen geschmückte Häuserzeilen fuhr, glaubten diese Menschen ganz fest daran, sie wären Zeugen einer ganz neuen Zeit, die jetzt angebrochen wäre, einer Zeit, in der es die Worte Not, Elend, Armut und Verzweiflung nicht mehr geben würde, denn »der Führer« würde dafür sorgen. Zunächst schien sich diese Hoffnung auch zu erfüllen, aber bald traten neue, bisher nicht bekannte Begriffe an die Stelle von verheißungsvoll klingenden, segensprechenden Worthülsen: Verfolgung, Vernichtung, Krieg.

All das und noch mehr an vollkommen Neuem beflügelte die Menschen, regte sie zu ungeahnten Lobesgesängen an oder trieb sie in Verzweiflung, Flucht und Todesangst. Für die reinen deutschen – und österreichischen – Menschen waren die Tage erfüllt von Hoffnung, Geschäftigkeit, Unternehmergeist und Freude, einprägsam nicht nur für die Kinder, sondern auch für die Erwachsenen.

Nicht minder einprägsam war jener Tag, an dem die Mutter sagte: »Heute gehen wir Hitler schauen!« Das Wort HITLER war wohl zu Hause gelegentlich gefallen, aber immer nur so nebenbei, eingeflochten in einen bestimmten Zusammenhang, der mich nie weiter interessierte und den ich deshalb auch nicht nachfragte. Und nun sollte ich plötzlich »Hitler schauen« gehen. Zunächst fragte ich die Mutter nur, wohin wir da gehen müssten, und was da zu sehen wäre. »Wir fahren auf den Ring«, sagte sie, »und dort werden wir Hitler schauen.« Nun wurde ich doch neugierig und wollte mehr über diesen Hitler wissen. »Das weißt du nicht? Habt ihr das nicht in der Schule gelernt?«, wollte sie wissen. Da funkte es bei mir, und ich erinnerte mich plötzlich an etliche Äußerungen der verschiedensten Menschen da und dort, die dieses Wort in irgendeinem Zusammenhang gebrauchten. Weil ich so gut wie nie zuhörte, wenn Erwachsene miteinander sprachen, wusste ich auch nie, was eigentlich gemeint war. Jetzt aber wurde es ernst mit diesem Wort und in blitzartigen Gedankenverbindungen versuchte ich, mir aus den verschiedensten Satz- und Wortfetzen diverser Gespräche Klarheit zu verschaffen. Was oder wer war also Hitler? Weil dieses Wort immer wieder mit dem Wort FÜHRER in einem bestimmten Zusammenhang gebraucht wurde, schloss ich daraus, dass es sich um einen führenden Menschen handeln müsste. Diese Schlussfolge-

rung war richtig, denn nach dem langen Anfahrtsweg von Breitenlee/Pux-Siedlung/Stadtrandsiedlung bis zum Schwarzenbergplatz mit Autobus und Straßenbahn hieß es plötzlich: »Alles aussteigen, die Linie endet hier!« Warum die Linie gegen die sonstigen Gepflogenheiten hier »endete«, war bald klar: Eine riesige Menschenmenge, auf der Ringstraße und den Nebenfahrbahnen ganz dicht gedrängt, machte jedes Weiterkommen in Richtung Oper unmöglich und brachte den Verkehr zum Erliegen. Zum ersten Mal in meinem Leben sah ich so viele Menschen so dicht gedrängt beisammen stehen und hörte sie immer wieder rufen »Wir wollen unser'n Führer sehen! Wir wollen unser'n Führer sehen!« – und während sie so dastanden und schrien, hielten sie alle ihren rechten Arm steil nach oben und sahen irgendwie glücklich aus, kam mir vor. Meine Mutter, tüchtig im Organisieren und Durchsetzen ihrer Wünsche, zog mich an ihrer Hand durch die schreiende Menschenmenge, blieb mit mir eingepfercht irgendwo in der Menge stehen und schrie mir ins Ohr: »Dort, das große Haus hinter den Bäumen, ist das Hotel Imperial, da wohnt der Hitler!« Meine Mutter war nicht gerade groß, sah aber offenbar wirklich das Hotel Imperial zwischen den vielen Köpfen durch. Ich sah vom Hotel Imperial nur die Dachkante mit den darunterliegenden Fenstern, sonst nichts. »Siehst du den Balkon im ersten Stock des Hotels?«, fragte sie mich schreiend. »Da kommt der Hitler heraus und begrüßt alle!« Natürlich konnte ich den bewussten Balkon nicht sehen, denn ich war etwas kleiner als sie, die ohnehin nicht groß war, und es gab keine Möglichkeit, sich irgendwie in die Höhe zu schrauben, um den Hitler zu sehen, sollte er auf dem Balkon erscheinen. Langsam fragte ich mich, warum wir überhaupt hierher gefahren waren, wo doch die Aussicht, den Hitler zu sehen, gleich null war. Weil ich mich trotz des akustischen Schauspiels rings um mich langweilte, sah ich mich, eingekeilt zwischen schreienden Menschen, etwas um und stellte erschrocken fest, dass wir beide weder den rechten Arm in die Höhe steckten, noch im Chor mit den anderen mitschrien. Aber nachdem wir wegen unseres »eigenartigen« Verhaltens in keiner Weise von irgendjemand in unserer Nähe zurechtgewiesen wurden, beruhigte ich mich wieder und begann, die Kleidung der Menschen um mich

herum genauer zu betrachten – eine Sache, die mich weder vorher noch nachher interessiert hatte; aber mir war ganz einfach fad geworden. Plötzlich verstärkte sich das Geschrei, die hochgehaltenen Arme begannen hin- und herzuschwenken, die allgemeine Unruhe schwoll zu einem orkanartigen Begeisterungstaumel an, dem ich verständnislos und hilflos gegenüber stand. Das ursprünglich chaotische Huldigungsgeschrei nahm, von irgendwo gesteuert, eine sprachlich verständliche Form an und gipfelte in den Worten »Wir wollen unsern Führer sehn!« und kurz darauf »Wir danken unserem Führer, wir danken unserem Führer!« Nun wusste ich, dass derjenige, der so gerne von der Menschenmasse gesehen werden wollte, niemand anderer als Adolf Hitler war, dessentwegen wir von Breitenlee in den ersten Bezirk gefahren waren. Tatsächlich, der Führer war auf den Balkon getreten und begrüßte die Menge; wie, weiß ich nicht, denn ich sah um mich herum nur dunkle Kleidungsstücke. Doch die lautstarke Begeisterung von tausenden Menschen rings um mich sagte mir auch so, dass ich Zeuge eines außergewöhnlichen Ereignisses geworden war. Wie lange wir noch eingepfercht in der begeisterten Menge standen, weiß ich heute nicht mehr; in Erinnerung geblieben ist mir jener Tag allerdings, an dem die Österreicher, von nun an nur noch Ostmärker, lautstark ihrem Retter gedankt haben.

Selbstverständlich arbeitet ein Kind solche Eindrücke nachhaltig auf, und wie man ersehen kann, sind diese Eindrücke auch heute noch abrufbar; aber gar nicht lange nach dem großen Tag fragte ich mich – wie auch heute noch: Wieso hat die Mutter damals nicht auch die Arme ausgestreckt und mit den anderen mitgeschrien?

Erst viel später wurde mir einigermaßen klar, was alles war, wie alles war, wie alles kam und warum alles so kam, wie es kam. Die Wirtschaftslage damals ermöglichte Kennern der Lage und Könnern in Bezug auf Massenpsychose Möglichkeiten, die unter normalen Umständen und Zuständen undenkbar wären. Hitler wurde bei solchen Bedingungen – im Zusammenhang mit seinen Fähigkeiten, Menschen zu faszinieren, einfach hochgespült und nützte seine Chancen.

Ein plötzlicher Ruck riss mich aus meiner Gedankenwelt, die mir streiflichtartig vor Augen führte, wie alles begonnen hatte. Der Zug stand, und auf dem Bahnhofsgebäude war zu lesen: ACHAU.

Ich war also angekommen, da, wo alles irgendwie neu anfangen sollte. Ich war nur noch bedingt Schüler, ich war vielmehr ein kleines Rad im Gefüge einer unendlich großen Sache, die sich Großdeutschland nannte und unter dem größten Feldherrn aller Zeiten noch weit Größeres vorhatte. Ich war dazu ausersehen, eine Speiche dieses Rades zu sein und zu der ganz großen Sache selbstverständlich meinen Beitrag zu leisten.

Die ersten Schritte in diese Richtung machten wir, als wir aus dem Waggon kletterten. Der feste Boden, auf dem wir dann standen, war im wahrsten Sinne des Wortes Neuland für uns, denn keiner von uns war jemals in Achau im Süden von Wien, keiner hatte jemals diesen Stationsnamen gehört. Schweigsam standen wir auf dem Bahnsteig herum, sahen uns nach einem Dorf, nach einem Ort um und sahen in der Nähe des Bahnhofs nur große Felder, die im Norden bis an den Horizont reichten und im südlichen Westen waldähnliche Baumgruppen erkennen ließen. In südöstlicher Richtung zeigte sich eine Ansammlung von Satteldächern und niedrigen Häusern darunter ab – das musste wohl der Ort Achau sein. Der Himmel darüber war grau und düster, aber nicht unsere Stimmung, denn wir waren weit weg vom Floridsdorfer Gymnasium, weit weg von den eiskalten Klassenzimmern und den Professoren, die uns in gedrängter Eile Aufgaben »für morgen« an die Tafel schrieben und uns dann in den kalten Februar des Jahres 1944 entließen.

Der Personenzug setzte sich in Richtung Wr. Neustadt in Bewegung und ließ eine Schar von Oberschülern auf dem Bahnsteig von zurück. Eine Art Transportführer in Uniform, der uns unmittelbar vor Achau aufgefordert hatte, das Gepäck aufzunehmen und gleich auszusteigen, sagte jetzt in befehlendem Ton: »In Marschformation neben dem Bahnhof antreten zum Abmarsch in die Batterie!« So gut wir konnten, »formierten« wir uns wie angeordnet und warteten auf weitere Anweisungen. Jeder hatte Koffer, Rucksack oder Tasche bei sich stehen, trug das Stück »zu Hause« auf dem Rücken oder hielt es in der Hand.

Für mich, und wohl auch für die anderen, war die kurze, kalte Art der Anordnung die erste Erfahrung auf dem Gebiet Vorgesetzter – Untergebener, Befehl – unbedingtes Ausführen des Befehls unter allen Umständen; eine Erfahrung, die mir bis heute schwer zu schaffen macht, bedeutete sie doch nie etwas anderes als: »Denk nicht nach, mach es!« (... und wenn es noch so sinnlos ist und den Geist tötet ...)

Der Anfang in dieser Richtung war demnach genau am 14. Februar 1944 gemacht, vollzog sich mehr oder weniger übergangslos und wurde zumindest von mir als schicksalhafte, unabänderliche Tatsache zur Kenntnis genommen, der man sich nicht entziehen konnte und anfangs wohl auch gar nicht entziehen wollte, war man doch neugierig, was an Interessantem auf jeden einzelnen zukommen würde.

Das Tagebuch, das ich seit einem Jahr fast täglich führte, in dem ich Schulisches und Außerschulisches, scheinbar Wichtiges und Bedeutungsloses mit Füllfeder und blauer Tinte festhielt, weist den Tag des ganz großen Schrittes in eine andere Welt nur mit drei nüchternen Zeilen aus:

1944.

14. II. 44. Einrückung zu den Luftwaffenhilfsstaffeln nach Achau. Mit dem Zug um 13²⁰ (Wein Süd) fuhr ich nach Achau.

Beim Schreiben des Textes für das vorliegende Buch fragte ich mich – Jahrzehnte später: War, diesen großen Schritt vom Schuldasein zum Soldatenalltag festzuhalten, nur diese drei Zeilen wert gewesen? Und: Fuhr nur ich nach Achau, ich allein? Und die anderen? Wir saßen doch alle im selben Zug, waren alle in der gleichen Situation und erlebten zum ersten Mal eine Bahnfahrt gemeinsam, saßen jetzt nicht mehr auf den harten Schulbänken, sondern auf harten Bänken in einem Personenzug. Alle sahen die gleiche Landschaft am Fenster

vorbeiziehen, und alle standen dann »Gepäck bei Fuß« auf dem Bahnsteig von Achau in der Nähe von Wien. Keiner sagte etwas, alle waren in sich gekehrt, keiner dachte laut vor sich hin, so, als ob in der Schule große Pause wäre.

Eine Erklärung für dieses sonderbare Verhalten junger, unternehmungslustiger Burschen fand ich für mich selbst erst jetzt, nach vielen Jahren der Aufarbeitung des Erlebten: Jeder einzelne von uns war plötzlich in ein völlig neues Leben gestoßen worden, das zunächst nur mit Fragezeichen versehen war. Nach einem Warum fragte man nicht, die Situation des »neuen« Vaterlandes – Deutschland – erforderte den Einsatz aller Kräfte, die dazu beitragen könnten, den Sieg über die Feinde zu erringen (!). Es war eben Schicksal, was mit einem geschah, dem man ausgeliefert war, und das musste man zur Kenntnis nehmen. Da wurde niemand gefragt, ob er mit diesem Schicksal und seinen Auswirkungen einverstanden ist oder nicht – er selbst nicht, seine Angehörigen nicht und auch sonst niemand. Nahezu alle nahmen alles als gegeben hin, wussten, dass es sinnlos war, gegen das Schicksal anzukämpfen, etwas gegen schicksalhafte Fügungen zu unternehmen, dagegen aufzubegehren und tat, was zu tun war. Wenn ich aus der Sicht eines objektiven Beobachters die Ereignisse betrachte, waren alle, die taten, was zu tun war, ohne viel darüber nachzudenken, nichts anderes als Lämmer, die brav bei der Herde blieben, um nicht von den Hunden gebissen zu werden. In Wahrheit hatten wir auf diese Weise unsere Persönlichkeit, unseren Willen und letztlich unsere geistige Entwicklung einem System unterworfen, das dem Willen und der Befehlsgewalt eines einzigen Menschen verpflichtet war. Dieser Mensch hatte ungeheure Macht, schwelgte in fantastischen Träumen, ordnete in Verkennung der Realitäten seine eigene Vernichtung an und war der Führer des Deutschen Volkes, als solcher Reichskanzler des Deutschen Reiches mit Sitz in der Reichskanzlei in Berlin und Oberster Befehlshaber der Deutschen Wehrmacht: Adolf Hitler.

Für uns als Neulinge auf militärischem Gebiet galt es, den Befehl eines uniformierten Menschen ohne Widerrede und ohne lange darüber nachzudenken, auszuführen; er lautete: »Mir folgen!« In loser Formation verließen wir stumm den Bahnhof von Achau im

Süden von Wien und ließen ein trostlos anmutendes, menschenleeres Areal zurück.

Obwohl es erst Mitte Februar war und teilweise noch Schnee die umliegenden Felder bedeckte, ahnte man bereits den herannahenden Frühling; eigentlich war noch Winter, aber an vielen Stellen schmolz der Schnee und fruchtbare, schwarze Erde wurde sichtbar. Der Himmel war grau und düster, und Skepsis bemächtigte sich erstmals meiner. Unser Ziel war etwas, was begriff mäßig in unseren Köpfen noch nicht vorhanden war: eine Flakbatterie, genauer gesagt, die Flakbatterie Achau, zunächst nur als Ziel eines unbekanntes Etwas vorhanden. Aber was war das eigentlich – eine Flakbatterie? Flak, das wussten wir, seit die Flakgeschütze im Park gegenüber der Voksschule Breitenlee aufgestellt waren, heißt »Fliegerabwehrkanonen« – aber eine Batterie? Diesen Begriff kannte zumindest ich, weil ich unsere Radiobatterie von Zeit zu Zeit mit dem Rad nach Kagran bringen musste, damit sie neu aufgeladen wurde und wir wieder Radio hören konnten, denn elektrischen Strom hatten wir damals – obwohl mein Vater als Elektromonteur bei den Wiener E-Werken arbeitete – nicht ... Wir strebten also einer Art Fata Morgana zu und, soweit ich es jetzt noch in Erinnerung habe, in nordöstlicher Richtung. Das Dorf oder den Ort Achau ließen wir hinter uns und entfernten uns mit jedem Schritt weiter weg, was mir gar nicht gefiel, denn schon immer wollte ich genau wissen, wo ich mich befand, wie es dort aussieht, egal, ob es ein Ort, eine Stadt oder eine Landschaft war. Bei dieser Art von Wanderung sah man nur ebene Felder, teilweise noch mit Schnee bedeckt und – wenn ich mich umdrehte – vom Ort Achau eine fast schwarze Dachlandschaft mit ebenso dunklen Behausungen darunter.

Gleichwohl, unser Weg war ein Feldweg, holprig, aufgeweicht und entsprechend morastig. Die Schuhe, zu Hause noch gründlich blank geputzt (wozu eigentlich?) und mit Schmolli-Pasta und Bürste schön schwarz poliert, waren schwere kotige Erdklumpen geworden und hatten sich der feldgrauen Gesamtsituation angepasst.

Plötzlich rief einer von uns: »Da vorne – die Flakbatterie!« Und tatsächlich – am Horizont zeichneten sich Geschützrohre ab, genau solche, wie wir sie in der Schule gezeichnet hatten und genauso

schräg gegen den Himmel gerichtet wie jene auf dem Zeichenblatt. Zunächst konnten wir ihre Zahl nicht feststellen, aber als wir näher herangekommen waren, wussten wir: Es waren sechs, und alle im gleichen Höhenwinkel nach oben gerichtet. Sehr bald erfuhren wir im Geschützunterricht, dass die Geschütze stets schussbereit in ihren Ständen stehen und der Winkel der aufgerichteten Rohre 60 Grad sein musste. Auch die Richtung, in welche die Rohre zeigten, war in allen sechs Fällen vollkommen gleich und ließ darauf schließen, dass hier ein genau geregeltes Prinzip von Ordnung herrschen musste, was irgendwie beeindruckend – und gleichzeitig, im Unterbewusstsein – auch beunruhigende Gefühle in mir auslöste; sie bestätigten sich auch sehr bald, und das Prinzip einer gewissen Ordnung wich einer gnadenlos auf uns einwirkenden Gewalt, genannt Ausbildung. Doch letzten Endes musste das Ordnungsprinzip als gerechtfertigt zur Kenntnis genommen werden, und zwar deshalb, weil Genauigkeit oft darüber entscheidet, ob eine gestellte Aufgabe, eine Sache gelingt oder misslingt, ein Erfolg wird oder ein Misserfolg. Im gegebenen Fall der genauen Ausrichtung aller sechs Geschütze erfuhren wir jedenfalls bald, was mit Genauigkeit zu erreichen ist, und in diesem Fall war es eine vierstellige Zahl, die von einer Kommandostelle durchgegeben wurde und auf einer Richtuhr eingestellt werden musste; im gegebenen Fall war es die Zahl 3200, was genau der Himmelsrichtung Süd entsprach – jene Richtung, aus der die »feindlichen« Verbände angeflogen kamen, um Wien zu bombardieren; folgerichtig war dann 6400 der Norden, also Nord, 1600 die Ostrichtung – Ost – und 4800 die Richtung West. Die Einweisung in die Welt dieser Ordnung fand bereits vier Tage später statt, als wir das erste Mal an den Geschützen standen. Für mich war das ein ganz besonderes Erlebnis, denn – und da spreche ich ganz sicher im Namen meiner Klassenkameraden – war die Erwartungshaltung in den Zustand der verheißungsvollen Realität übergegangen; wir würden also demnächst erfahren, wie all das, was zunächst nur ehrfürchtiges Erstaunen und Neugier hervorgerufen hatte, funktionierte. Im Tagebuch allerdings steht nur ein kurzer Eintrag, den ich mir bis heute nicht erklären kann, weil es doch elementare Ereignisse waren, die unser Dasein grund-

legend veränderten. War zu wenig Zeit? Kam alles sturzflutartig über uns und überforderte dies mein Ausdrucksvermögen? Aber immerhin, die großen Augenblicke der ersten Tage in der Batterie einer Schweren Flak sind dokumentiert und als Beispiel dafür, mit welcher Wucht die Ereignisse innerhalb ganz kurzer Zeit über uns hereinbrachen, zeigt die nachfolgende Eintragung, welche Überraschungen das neue Dasein als Luftwaffenhelfer sonst noch für uns bereit hielt:

1944.

14. II. 44. Einrückung zu den Luftwaffenhelfern nach Achau. Mit dem Zug um 13²⁰ (Wien Süd) fuhr ich nach Achau.

16. II. 44 Nachmittag wurde ich eingekleidet.

17. II. 44 Stehe ich das erste Mal am Geschütz (Auton).

18. II. 44. Ich fühle mich sehr krank: Halsweh, Kopfwahl, im Brustbereich der linken Seite. Wir fahren zum Stabsarzt nach Wr. Neudorf. Dann nach Mödling um Spindelöl. Als wir zurück nach Neudorf kamen, war der Stabsarzt schon weg. Wir mussten, da keine Auto-busverbindung war, von Biedermannsdorf 4 km zu unserer Stellung gehen. Dazu die 10 l Öl und ein kalter Schneesturm. Aber wir kamen doch glücklich an um 13^h. Mir war sehr elend zumute bis Abend.

Dienste, die mit der erwarteten militärischen Grundausbildung nichts zu tun hatten, mein angeschlagener körperlicher Zustand und erste Hinweise darauf, wie wenig Rücksicht man auf den Einzelnen nahm, wenn er »nicht in Ordnung« ist. Wohl konnte man beim

Sani (Sanitäter) vorsprechen, um vielleicht »behandelt« zu werden, aber genauso genommen hatte man gesund zu sein, um dem Vaterland mit ganzem Einsatz dienen zu können.

Zurück in der Batterie stürzte in die Stube, mein neues Zuhause, und ließ mich erschöpft auf die Pritsche fallen.

Das Zuhause war eine braungestrichene Holzbaracke, die neben anderen derartigen Baracken unweit der Geschütze auf den umgewidmeten Feldern stand. Die größte und »wichtigste« Baracke befand sich, vom Ort Achau kommend, am Ende eines Feldweges, der leicht ansteigend das Batteriegelände erreichte. Diese Baracke, etwa doppelt so groß wie die Mannschaftsbaracken, war Speisesaal, Kantine, Schreibstube und Raum für Politischen Unterricht, Flugzeugerkennungsdienst und Singen in einem.

Aber: Diese Baracke, eigentlich nur Kantine genannt, war auch der Empfangsraum für Besucher, für Freizeitgestaltung an den Abenden und der geschützte Bereich des Kleiderbullen, bei dem wir zwei Tage nach unserem Einrücken »vorsprachen«, um mit Alltagsuniformen und ansprechenden Ausgangsuniformen ausgestattet zu werden, zu denen auch eine schwarze Krawatte zählte! Auch Schuhe hatte der Bulle zu vergeben, ebenso Socken, den verhassten weißen Drillchanzug, Wäsche, einschließlich eines Nachthemdes, den notwendigen Brotbeutel, eine Zuckerdose, ein Kochgeschirr, schließlich den Stahlhelm und – eine Gasmaske die, ebenso wie das Seitengewehr, am Koppel hängen musste. Die Einkleidung zog sich über Stunden hin, weil immer irgendetwas nicht passte. Aber der Bulle war geduldig, nicht stur und rückte heraus, was wir uns vorstellten. Mit reichhaltiger Beute zogen wir dann ab auf die Stuben, wo wir verstauten, was wir in so reichlichem Ausmaß erstanden hatten. Besonders Eitle von uns probierten das eine oder andere Stück noch einmal – ich nicht – dann



Der Luftwaffenbelfer aus Wien-Breitenlee mit der Kenn-Nummer L 54.794 in Ausgangsuniform.

verzogen sich alle auf ihre Strohsäcke und verkrochen sich unter einer grauen Woldecke.

Nicht unerwähnt dürfen die weichen Kopfbedeckungen bleiben, die neben dem Stahlhelm das Haupt des Kindersoldaten zieren sollten: die graue Schirmmütze mit dem Luftwaffenemblem und die flotte Schiffermütze, das Schiffchen, respektlos auch »Arsch mit Griff« genannt.

Ich war also dem Geschütz ANTON zugeteilt, ebenso wie meine Klassenkameraden Günter Sagburg, der spätere Ministerialrat im Unterrichtsministerium und Alfred Hartner, von uns »Dures« genannt, weil er den Eindruck eines hart zur Sache gehenden Bur-schen machte. Als ich aus der Gefangenschaft zurückkam, war er Programmdirektor des damaligen Radiosenders Rot-Weiß-Rot mit Sitz in der Argentinierstraße in Wien, ich der Spätling, der zunächst nicht wusste, welchen Beruf er überhaupt anstreben sollte – und sich dann für den Lehrberuf entschied.

Die anderen Kameraden am Geschütz waren etwa doppelt so alt wie wir und für uns »die alten Hasen«. Sie kamen aus verschiedenen Gauen des Deutschen Reiches und leisteten »in der Ostmark« ihren Wehrdienst. Gauen waren damals die heutigen Bundesländer Deutschlands, und auch Wien war ein deutscher Gau – der Gau Wien; Niederösterreich war der Gau Niederdonau, Oberösterreich der Gau Oberdonau.

Aber auch »Ausländer« waren an manchem Geschützen tätig; es waren das russische Kriegsgefangene, die unter der Bezeichnung HIWI als Munititionsträger eingesetzt wurden. Ein HIWI war ein »Hilfswilliger«, der sich freiwillig in den Dienst der deutschen Sache stellte, behandelt wurde wie jeder andere am Geschütz, sonst aber keinerlei Dienst zu leisten hatte. Sie hatten dunkelgrüne Uniformen und ihre Verpflegung entsprach in jeder Weise der unseren, nur ihr Essen mussten sie in einer für sie bereitgestellten Baracke einnehmen. Was für sie zunächst ein großes Glück war – die Gefangennahme und die Dienste bei der Deutschen Wehrmacht als Hilfskräfte – bedeutete nach ihrer Rückkehr in die Sowjetunion Straf-lager, Folterungen und andere Sanktionen.

*

Das erste Mal am Geschütz war genau das, was wir mit Ungeduld herbeigesehnt hatten – das Kennenlernen eines Wunderdings ganz aus der Nähe und die Antwort auf die Frage, welche Aufgaben da auf uns warteten. Geschützfürer war Unteroffizier Klötzer, ein sympathischer Mann mittleren Alters aus Deutschland. Er machte klar, dass seine Befehle ab nun bedingungslos auszuführen wären und erklärte dann Grundsätzliches zum Geschütz, zur Dienstauffassung und zur kameradschaftlichen Zusammenarbeit am Geschütz ANTON, dem wir zugeteilt waren. Dann erfuhr jeder, welche Funktion er am Geschütz ausüben hatte.



Geschützstand einer 8,8-Flakbatterie mit Munibunkern und Flugzeugen der Alliierten links neben Geschützrohr: englische Lightning mit 2 Rümpfen (gab es nie vorher und bis heute nicht) setzt an zum Tiefangriff oben: amerikanischer Liberator-Bomber viermotorig Typenbezeichnung B 24 (Fliegende Festungen des 2. Weltkrieges)

Wenn Befehle ausgegeben werden, muss auch jemand das sein, der diese Befehle empfängt und sie dann ausführt. Diese »Jemands« an einem Geschütz der Schweren Flak des Kalibers 8,8 waren die Kanoniere mit der Abkürzung »K«. Da gab es den K1, den K2, den K3, den K4, den K5, den K6, den K7 und den K8, und jeder dieser Kanoniere hatte eine bestimmte Aufgabe am Geschütz zu erfüllen, und zwar so genau, dass es beim Feuerereinsatz des Geschützes zu keinen Fehlleistungen kam. So musste der Kl das Rohr aufrichten oder senken, auf dass es in einem bestimmten Winkel gegen den Himmel gerichtet war. Der

K1 war somit der Höhenrichtkanonier, der an einem Rad drehend die durchgegebenen Werte des Messbunkers auf einer Uhr einstellen musste, die in Augenhöhe vor ihm angebracht war. Hatte er geschafft, was verlangt wurde, musste er laut in Richtung Geschützführer rufen: K1 abgedeckt!

Der K2 war Seitenrichtkanonier und hatte das Geschütz sowohl nach links als auch nach rechts zu schwenken. Auch er hatte ein Rad, an dem er drehen musste, bis die durchgegebenen Werte eingestellt waren. Auch er musste dann Meldung machen und rufen: K2 abgedeckt!

Die beiden Räder, an denen die Kanoniere drehen mussten, hatten einen Durchmesser von etwa zwanzig Zentimetern und waren am Geschütz ungefähr in Bauchhöhe angebracht. Sowohl der K1, als auch der K2 waren auf allen Geschützen der Batterie Achau Luftwaffenhelfer, ebenso der K6, dessen Aufgaben ich zu erfüllen hatte. Der K6 war Zünderstellmann und musste als einziger seinen »Arbeitsplatz« am Geschütz sitzend erledigen. Er hatte vor sich eine Art Blechkasten, der oben eine trichterförmige Öffnung aufwies, in welche ein Ladekanonier die Patrone mit der Spitze nach unten stecken musste. Die Spitze war der Zündkopf, der nach einer bestimmten Flugzeit »zündete«, d.h. das Geschoss zur Explosion brachte.

Die Einstellung der Flugzeit stellte der K6 ein, indem er mit einem Nachführzeiger durchgegebene Werte auf einer Uhr mit Skala zur Deckung brachte und dann ebenfalls rief: K6 abgedeckt!

Erst dann, wenn K1, K2 und K6 »abgedeckt« meldeten, war das Geschütz feuerbereit, und der Geschützführer rief, für alle gut hörbar: »Gruppenfeuer!« Aber dies war noch nicht das eigentliche Kommando für den Schuss, sondern nur das Vorkommando.

Der K3, der Ladekanonier, meist ein »alter« Soldat mit besonders gut entwickelten Oberarmmuskeln, musste die vierzehn Kilo schwere Patrone mit aller Kraft ins Rohr schieben oder, wenn das Rohr sehr hoch aufgerichtet war, hinauf stemmen. Sobald die Patrone im Rohr steckte und der Verschlusskeil automatisch die Rohroffnung geschlossen hatte, war das Geschütz fertig zum Schuss. Jetzt gab der Geschützführer das eigentliche Kommando zum Schießen, rief »Gruppe!« und der Schuss krachte. Die Lautstärke im

Augenblick des Abschusses war enorm, und da sich mein »Arbeitsplatz« direkt unter der Rohrmündung befand, war ich diesem Lärm besonders ausgesetzt und besorgt um mein rechtes Ohr, auf dem ich noch normal hören konnte; auf dem linken Ohr hatte ich noch nie gehört – es war vom Säuglingsalter an taub. Um nicht auch noch an meinem rechten Ohr das Gehör zu verlieren, musste ich irgendetwas tun. Die Kopfhörer waren sehr wohl ein guter Ohrenschutz, aber ich fürchtete, dieser Schutz wäre bei einem einzigen Einsatz mit ca. dreißig bis 40 Abschüssen unzureichend und ich würde dennoch mein Gehör ganz einbüßen. Deshalb kam ich auf die Idee, mir Watte in das rechte Ohr zu stopfen, und zwar nur so viel, dass ich trotzdem die durchgegebenen Zahlen verstehen und weiterleiten konnte. Die Rechnung ging auf, und ich kann heute noch auf dem rechten Ohr hören – wengleich ich die Menge der Watte genau »dosieren« musste, was einige Hörtests erforderlich machte. Damals war man sich der Gefahr, sein Gehör zu verlieren, voll bewusst und tat etwas dagegen. Heutzutage, seit der hohen Zeit der Existenz unzähliger Diskotheken landauf, landab, setzt man sich freiwillig dem ohrenbetäubenden Lärm aus, mit dem dort die Besucher beglückt werden. Die Folgen bleiben nicht aus – immer mehr Jugendliche leiden an Hörschäden und glauben, der Ohrenarzt wird alles in Ordnung bringen können...

Die Muniträger K4, K5, K7, K8 waren in der Batterie Achau ausschließlich deutsche Soldaten; Hiwis (Abkürzung für »Hilfswillige«), die an der russischen Front in deutsche Gefangenschaft gerieten, waren hier nicht eingesetzt; es gab hier keine.

Der Muniträger hatte theoretisch nur bei Feuereinsätzen etwas zu tun, denn wenn keine Patronen zu tragen waren, hätte er endlose Feuerpausen gehabt. Im gewöhnlichen Stellungsalltag jedoch war auch er ständig im Einsatz. Er war für die »Pflege« der Patronen zuständig. Die Patronen, in den Munibunkern rund um das Geschütz sorgsam gelagert, mussten fast täglich Stück für Stück von den Lagerungsgestellen genommen und mit Tüchern blankgeputzt werden. Dies geschah meist aber nicht im Bunker, sondern im Geschützstand neben dem Geschütz, wenn es nicht regnete. Der Muniträger saß dann auf einem Hocker, hatte die Patrone auf seinen

Knien gelagert und putzte, was ohnehin blankgeputzt war, noch einmal blank. Zuletzt war das ganze Stück – Kartusche, Geschoß und Zündkopf – sorgsam mit »Fliegerfett blau« einzucremen, damit ein Oxidieren durch die Lagerung in den feuchten Bunkern vermieden werde und dadurch die Gleitfähigkeit im Rohr gegeben war. Weil in jedem Geschützstand in den Bunkern rund um das Geschütz hunderte Patronen gelagert waren und die Muniträger wegen anderer Tätigkeiten im Batteriebereich nicht alle Patronen reinigen konnten, wurden wir Luftwaffenhelfer zu diesen Tätigkeiten abkommandiert und lernten erst in der Praxis kennen, was man unter »Fliegerfett blau« verstand; es war das ein festes, streichfähiges Fett – von zu Hause als »Stauherfett« bekannt – mit der gefälligen Eigenschaft ausgestattet, dass es tatsächlich blau war. Nach jeder Reinigung machte entweder der Geschützfürer, der Spieß oder der stellvertretende Batteriefürer Stichproben, bei der die Reinger in »Rührt euch-Stellung« neben dem Bunker standen und hofften, dass es keine Beanstandung geben möge. Es waren dies angenehme Kontrollen, weil es fast nie Beanstandungen gab – und wenn ja, dann hieß es »Stillgestanden! Das Ganze noch einmal, aber zuerst zwanzig Kniebeugen!«

Eine zweite Kontrolle gab es, soviel ich vermelden darf, nie; ich vermute, die Kontrollierenden zog es in ihre Unterkünfte, weil sie auch dann und wann das Bedürfnis hatten, sich zurückzuziehen.

DIE VORSTELLUNG DER BEFEHLENDEN

Nachdem das erste Kennenlernen von Geschütz, Geschützfürer und den neuen Kameraden aus Deutschland stattgefunden hatte, fand am nächsten Tag das Kennenlernen von anderen wichtigen Personen der Batterie statt. Dazu hieß es, auf dem freien Platz, einem Feld zwischen den Geschützen, Aufstellung zu nehmen und weitere Befehle abzuwarten. So gut wir es auf Grund einer viel zu kurzen Grundausbildung vermochten, formierten wir – die neu angekommenen Oberschüler, jetzt Luftwaffenhelfer – uns auf dem

Antreplatz zu einer kleinen Einheit. Ganz ohne Befehl von irgendjemand und ohne besondere Anweisung versuchten wir, eine gerade Reihe zu bilden, was auch einigermaßen gelang. Dann standen wir etwa eine Viertelstunde unschlüssig herum und warteten – worauf eigentlich? Plötzlich wurden die Türen der nahegelegenen Offiziersbaracken aufgestoßen und stramme, blaugrau gekleidete Männer in glänzenden Stiefeln gingen in strammer Haltung auf den freien Platz zu und nahmen uns gegenüber – wieder ganz stramm – nebeneinander Aufstellung. Wir waren beeindruckt – es waren die Offiziere der Batterie Achau mit ihren »Untergebenen«, den beiden Wachtmeistern und Unteroffizieren, die sich uns vorstellten.

Als erster ergriff Oberleutnant Raschauer das Wort und stellte sich als Batterieführer vor, der von seiner Batterie erwartete, dass sie weiterhin so funktioniere wie bisher.

Auf mich machte dieser Offizier einen sehr positiven Eindruck, denn er sprach in dem schönen Deutsch, das wir Österreicher – jetzt Ostmärker – wohl nie sprechen werden, obwohl unser Burgtheater-Deutsch angeblich das schönste und edelste Deutsch ist, das im deutschen Sprachraum gesprochen wird. Ich glaube, es liegt an einer bestimmten Schlampigkeit oder Trägheit, die uns eigen ist und eine korrekte Aussprache auf diese Weise verhindert; mit dem Versuch einer Erklärung für diese Tatsache soll auf keinen Fall zum Ausdruck gebracht werden, dass der österreichische Mensch faul ist! Ein Beispiel für die »Schlampigkeit« unserer Aussprache ist die Vernachlässigung des Anlauts; wir sagen zum Beispiel »der Granz«, der Deutsche sagt »der Kranz«; die schöne »Dänzerin« ist für den Deutschen selbstverständlich die schöne »Tänzerin«; der Österreicher geht gerne »Bilze« sammeln, der Deutsche sammelt »Pilze« usw. Will der Österreicher die angeführten Anlaute korrekt aussprechen – hart, wie er sagt – muss er sich richtiggehend zusammenehmen ...

Auf die Vorstellungszeremonie inmitten des Batteriegeländes bezogen hörte sich eine Frage des Batterieführers so an: »Wie klappt denn bei euch Spunden das Antreten und Wegtreten?« Ein österreichischer – ostmärkischer – Offizier hätte gesagt: »Wie glappt denn bei euch Spunden das Andretn und das Wedretn?« Aber die schöne Sprache allein hilft bei Ausbildnern, die sich schikanöser

Methoden befeißigen, auch nicht darüber hinweg, dass man sich unmenschlich behandelt fühlt – was in der Folge unserer Ausbildung vor allem im Gelände an der Tagesordnung (... Dagesordnung ...) war. Unser Batterieführer wirkte in seiner graublauen Fliegeruniform, der Schirmkappe mit dem fliegenden Reichsadler ganz oben und den hochglänzenden Schaftstiefeln Achtung gebietend und Respekt einflößend, aber auch – zumindest für mich – vertrauenerweckend und beruhigend.

Als seinen Assistenten stellte er uns den neben ihm stehenden Leutnant Dillinger vor. Wie sich später herausstellte, war er Batterieführer-Stellvertreter, sah ähnlich gut aus wie sein Vorgesetzter und wirkte zumindest auf mich hart, streng und wie jemand, der seinen Willen unbedingt durchsetzen musste. Wie sich bald herausstellen sollte, war diese Einschätzung richtig, vielmehr, die Wirklichkeit übertraf sie bei weitem. Dillinger hatte besonders dünne und krumme Beine, die in den gleichen Stiefeln steckten wie die seines Vorgesetzten, nur trat hier der Kontrast zwischen den Spindelbeinen und der weit ausladenden Bridgese Hose – kleidungsmäßiges Merkmal der Offiziere vom Leutnant aufwärts – besonders hervor. Während Raschauer ruhig und besonnen zu uns sprach und – auf Dillingerweisend – hervorhob, dass dieser nicht nur sein Stellvertreter, sondern auch für unsere Grundausbildung im Gelände zuständig und verantwortlich sei, erwartete ich entsprechende Worte auch von diesem Mann. Aber er stand da und verhielt sich so, als ob nicht von ihm, sondern von irgendjemand anderem die Rede sei. War es Bescheidenheit, die ihn auszeichnete oder Gleichgültigkeit? Zumindest hatte ich erwartet, dass er einige Worte zu uns sprach, in der Hoffnung, aus diesen Worten herauslesen zu können, wer er war, was uns erwartete. Die einzige Reaktion auf das Nennen seines Namens bei der Vorstellung durch den Batterie-Chef war eine angedeutete Verbeugung in unsere Richtung, was ich als positive Geste wertete. Doch diese Einschätzung sollte sich bald als Fehleinschätzung erweisen. Dillinger war hart, kompromisslos, unnahbar und stur. Anzeichen von Ermüdung wertete er als Schwäche und die folgenden Befehle waren entsprechend »gewürzt«. In bequemer Grätschstellung dastehend

bellte er dann: »Nur keine Müdigkeit vortäuschen, das zieht bei mir nicht! Das Ganze noch einmal und als Draufgabe weitere zehn Kniebeugen, aber plötzlich!«

Diese Art der »Ausbildung« war nicht nur gefürchtet und verabscheut, sondern hatte auch ernsthafte Folgen. Mein Klassenkamerad und Freund bis zuletzt – Werner Hofmann, Begründer und erfolgreicher Direktor des Museums Moderner Kunst in Wien, war den schikanösen Anforderungen des Leutnant Dillinger nicht gewachsen, bekam Lungenentzündung und landete schwerkrank in einem Lazarett.

Werner Hofmann kehrte nicht mehr in die Batterie zurück – für ihn war der Krieg somit zu Ende. Leutnant Dillinger erfüllte weiterhin gewissenhaft seine Pflicht für Führer, Volk und Vaterland und – wie ich zu meinem Leidwesen feststellen musste – in derselben »menschenfreundlichen« Art wie bisher. Wer in diesem Fall die Schicksalsfrage stellt, bekommt entweder keine oder eine rätselhafte Antwort. Freund Werner betreffend kann im Nachhinein einwandfrei festgehalten werden: Infolge der rücksichtslosen, gesundheitsgefährdenden Ausbildungsweise eines Offiziers fand für einen der Luftwaffenhelfer »meiner« Flakbatterie der Krieg ein vorzeitiges, unerwartetes Ende. Das Schicksal hatte es schließlich gut mit ihm gemeint, denn was auf ihn noch zugekommen wäre, hätte er möglicherweise nicht überstanden.

Was mich und das Schicksal betrifft, sieht alles ganz anders aus. Ich überstand die Ausbildungsmethoden des Leutnants Dillinger zähneknirschend, aber unbeschadet und musste – leider – nicht in ein Lazarett eingeliefert werden. Ich hörte die lautstark gegebenen Befehle von Leutnant Dillinger noch ziemlich genau ein halbes Jahr lang, dann hatte ich in einem Arbeitsdienstlager in Polen neuerlich das Vergnügen, Befehle auszuführen; und damit ich das Ausführen von Befehlen nicht verlernte, gewährte mir das Schicksal weitere Möglichkeiten, den trockenen, nassen, morastigen oder schneebedeckten Boden aus allernächster Nähe zu betrachten, zu bearbeiten und von der Uniform zu putzen – zunächst im heutigen Mähren, dann in Kaltenleutgeben südlich von Wien und endlich im Fronteinsatz nördlich des Plattensees in Ungarn, wo es galt, das mühsam

Erlernte NICHT anzuwenden, denn die Realität sieht bekanntlich anders aus als die Theorie.

Doch e i n e n Sinn hat die ganze Ausbildung gehabt: Jene, die im normalen Leben wohl als richtige Versager einzustufen wären, konnten sich lautstark und ungestraft »bewähren«...

Zur Rechten des Batterieführers Raschauer stand der schweigsame Leutnant Dillinger, zur Linken ein weiterer Befehlerteiler im Batteriebereich: Hauptwachtmeister Bleckenwegner, der gefürchtete »Spieß«. Bei der Hinterfragung des Wortes »Spieß« stellt sich heraus, dass Wortsinn und Aufgabenbereich des Spießes ident sind, denn seine Aufgaben bestanden im Wesentlichen darin, irgendetwas oder irgendeinen der Schülersoldaten zu beanstanden und sogleich zu bestrafen. Er war in einer Batterie eine Art Wachhund auf zwei Beinen und sein plötzliches Erscheinen war nicht vorhersehbar; wir befanden uns seinetwegen ständig in einer Art Alarmzustand ohne Schießeinsatz am Geschütz. Dort waren die Unteroffiziere für Ordnung, Disziplin und technische Angelegenheiten des Geschützes verantwortlich. Der Spieß bellte seine Beanstandungen und Befehle lautstark in den Raum der Unterkunft oder ins Freigelände der Batterie. Ich erlebte während meiner Zeit als Luftwaffenhelfer keinen einzigen Kontrollauftritt unseres Spießes, der ohne Beanstandung über die Bühne gegangen wäre. Diese beiden, Dillinger und Bleckenwegner, waren – jeder auf seine Art – die stimmkräftigen Ordnungskommandanten der Batterie. Beide schikanierten die ihnen ausgelieferten Jungmänner bis an die Grenze der Belastbarkeit, wenn sie keuchend und mit größter Anstrengung versuchten, hüpfend oder kriechend die sinnlosen Befehle ihrer Peiniger zu deren Zufriedenheit auszuführen.

Mein Hass auf diese Menschen war so groß, dass ich einmal beschloss, dem Hauptwachtmeister einen kleinen, aber nicht ungefährlichen »Streich« zu spielen. Auf die Idee kam ich, als ich Stubendienst hatte, Tisch, Stühle, einiges Geschirr und die Kaffeekanne aus Aluminium sauber zu machen, um alles bei der Stubenabnahme (Kontrollbegehung durch den UVD – Unteroffizier vom Dienst – bzw. durch den Spieß) ordnungsgemäß präsentieren zu können. Bei dieser heiligen Abhandlung mussten etwa Geschirr und

die Kaffeekanne auf dem Tisch stehen, um bequem begutachtet werden zu können, ebenso eine elektrische Kochplatte.

Als ich einmal die Kaffeekanne vom Kocher nehmen wollte, bekam ich plötzlich einen Stromstoß und erschrak natürlich, denn dergleichen war mir noch nie passiert und auch für die anwesenden Kameraden neu. Keiner hatte eine Erklärung für dieses Phänomen und wir einigten uns dahingehend, dass der Kocher schlecht oder gar nicht geerdet sein musste und wir eben aufpassen müssten, indem wir etwa ein Taschentuch um die Hand wickeln und erst dann die Kanne vom Kocher nehmen dürften. Weil ich unverseht geblieben und neugierig geworden war, versuchte ich die Kontaktnahme mit dem Krug noch einmal – und tatsächlich, ich bekam wieder einen Schlag und spürte auch, glaube ich zumindest, in der Herzgegend eine leichte, schmerzhaft Reaktion – wieder ohne sonstige Folgen.

Das war der auslösende Moment für meinen »Test« mit dem Spieß. In der Hoffnung, er würde bei der Kontrolle den Krug angreifen und dann wie ich einen leichten Schlag bekommen, verband ich den Krug mit dem Kocher durch einen dünnen Draht, den ich auftreiben konnte. Am Tag der Stubenabnahme durch den Spieß stellte ich den Krug aber nicht auf den Tisch, sondern auf den Boden der Stube; auf diese Weise war der Draht so gut wie nicht sichtbar, und außerdem musste dieser Wechsel des Standortes die besondere Aufmerksamkeit des Spießes hervorrufen. Am großen Tag standen wie immer bei den Stubenabnahmen alle in Habt-acht-Stellung vor ihren Betten und warteten auf den großen Auftritt von

Hauptwachtmeister Bleckenwegner. Der Auftritt war spektakulär wie immer – die Barackentür wurde aufgestoßen, und der Spieß stand in der Stube. Wie immer musterte er Betten, Hocker und den offenen Spind, dann stutzte er, denn der Krug auf dem Boden war für ihn neu! Aber er hatte kein Verlangen, ihn in die Hand zunehmen und zu kontrollieren. Stattdessen ging er hin und gab dem Krug einen Tritt mit dem Stiefel. Er fiel um, und das Wasser, mit dem ich ihn gefüllt hatte, ergoss sich über eine große Fläche des Fußbodens. Auf diese Lösung der Aufgabe wäre keiner von uns gekommen; mein Plan war somit gescheitert, aber andererseits ein

Erfolg, denn wäre alles wie geplant über die Stubenbühne gegangen, hätte es für mich zumindest eine Disziplinaruntersuchung gegeben.

Nach der aufschlussreichen Vorstellung des Batterieführers, seines Stellvertreters und des unvermeidlichen Hauptwachtmeisters wandte sich Oberleutnant Raschauer an Dillinger mit den Worten »Lassen Sie wegtreten!« Dieser schlug die Hacken zusammen und schrie »Wegtreteten zum Mittagessen!« Es war tatsächlich Zeit zum Mittagessen, und mehr als gern stürmten wir in die Kantine.

VERTEIDIGUNG VEREIDIGUNG VERTEIDIGUNG

Deutschland wurde von den Österreichern, nunmehr Ostmärkern, gleich nach dem »Anschluss« 1938 von vielen nur als »Altreich« bezeichnet. Alles war auf Krieg, Sieg, Opfer, Entbehrung und Durchhalten bis zuletzt eingestellt – nicht aber auf Verteidigung! Verteidigung war doch nichts anderes als nachgeben, begeben, zugestehen, sich abfinden und mit etwas einverstanden sein, was man ganz und gar nicht eingeplant hatte; aber eingeplant war der Sieg über die Unwürdigen, die Unnötigen, die Unerwünschten, der große Endsieg über all diese – eine ganz große Sache also. Und ich war plötzlich mitten drin in diesem Gefüge, in dem Rad, das sich lange ohne Reibung gedreht hatte und auf einmal Schwierigkeiten beim Drehen bekommen hatte. Ich war eine Speiche dieses Rades geworden und – wer hätte das gedacht – dazu ausersehen, es mit anderen Speichen und dem Einsatz von allem, was wir hatten, wieder in Schwung zu versetzen und für die ganz große Sache ENDSIEG selbstverständlich unseren Beitrag zu leisten. Und um unserer vollen Unterstützung für dieses hehre Ziel sicher zu sein, galt es, die Auserwählten zu vereidigen, das heißt, sie einen Schwur, einen Eid nachsprechen zu lassen, sodass sie sich mit Leib und Leben verpflichtet fühlten, der großen Sache wahrhaftig treu zu bleiben.

Und nun stand ich vor der ersten Vereidigung meines Lebens. Ich hatte ein ungutes Gefühl und mir kam alles in diesem Zusammenhang wie eine Art Nötigung vor, denn mein Einverständnis

für eine Sache, die nicht meine Sache war, wurde als selbstverständlich vorausgesetzt, und damit konnte und wollte ich mich nicht abfinden.

Einige Tage nach dem Vorstellen der Batterieführung mussten alle Luftwaffenhelfer wieder auf dem Appellplatz inmitten der Geschütze, diesmal jedoch in Ausgangsuniform und frisch geputzten Schuhen antreten. Ich glaube, für die Offiziere und für einen Teil meiner Kameraden vom Gymnasium in Floridsdorf war es eine feierliche Angelegenheit mit Hissen der Reichskriegsflagge (durfte zwischen 1933 und 1939 nicht aufgezogen werden, weil da Frieden war) und allen Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften der Geschütze – alle in Ausgangsuniformen. Der Batterieführer sprach kurz zur Lage Deutschlands, appellierte an das Gute, Edle, Treue und Tapfere im deutschen Soldaten und sprach sodann die Eidesformel, die alle etappenweise im Chor mitzusprechen hatten. Ich begnügte mich bei dieser Vereidigung mit dem Mitdenken und hörte zu, wie die anderen ihren Schwur leisteten. Aus meiner Sicht war ich bei der Vereidigung von anderen und ledig aller Verpflichtungen dem Größten Feldherrn aller Zeiten. Dennoch gab ich bei jedem Geschütztraining und bei jedem Feuereinsatz mein Allerbestes.

Aber nun begann der Batterie-Alltag mit unzähligen Verpflichtungen, Verrichtungen, Beanstandungen und Unterweisungen – weg vom geschützten und schützenden Zuhause, aber nur so weit weg, dass es in wenigen Wegstunden in Form eines Kurzurlaubs erreichbar war.

Dieser Kurzurlaub wurde jedem Luftwaffenhelfer von der Batterieführung gewährt, wenn keine Verletzung der Dienstpflichten vorlag. War das der Fall, begab sich der LWH (so die Abkürzung für Luftwaffenhelfer) auf die Schreibstube, verlangte dort einen Urteilschein und bekam ihn noch am selben oder am nächsten Tag ausgefolgt. Wer unterwegs von einer Militärstreife angehalten wurde und keinen Urteilschein vorweisen konnte, musste mit einem Kriegsverfahren und einer etwaigen Verurteilung zu Karzer oder einer anderen Strafe rechnen. Während meiner LWH-Zeit in Achau und später in Moosbierbaum-Heiligeneich hatte ich nie von einem

Vergehen im Zusammenhang mit Urlaubsübertretung oder ähnlichem gehört. Die Person, die auf der Schreibstube Urlaubsscheine und sonstigen Verwaltungskram erledigte, war der Schreibstubenhengst, ein gewöhnlicher Flaksoldat, von dem niemand wusste, wieso er in der Schreibstube Dienst machen durfte und nie bei irgendwelchen Außendiensten gesehen wurde. Erst jetzt, nach 70 Jahren, fiel mir auf, dass ich, der Luftwaffenhelfer L 54794 einen eigenen Dienststempel hatte, mit dem der Urlaubsschein vermutlich erst Gültigkeit erwarb. Diese Nummer war die sogenannte Feldpostnummer, die bei den Soldaten ganz allgemein gleichzusetzen war mit einer Art Personalausweis für den Fall, dass der »Besitzer« dieser Nummer um den Hals fallen sollte und er dadurch leicht identifizierbar war.

Mit Hilfe dieser Feldpostnummer wurde der ganze Brief- und Paketverkehr mit zu Hause anstandslos bewältigt.



Ausgangs- bzw. Urlaubsschein für den Luftwaffenhelfer Cerveny mit der Erkennungs-Nr. L54794, ausgestellt v. L.G.P.A. Wien (Luftgaupostamt Wien). Berechtigt ihn, die Stellung zu verlassen und sich innerhalb des Standortbereiches Groß-Wien aufzuhalten. Gezeichnet Obl. und Batterieführer Raschauer

Diese Regelung war, vor allem die Eltern der vielen jungen Luftwaffenhelfer betreffend, eine gute, beruhigende Lösung, denn sie waren »nicht aus der Welt«, konnten in ihrer Flakstellung besucht und mit Sachen von zu Hause versorgt werden. Von dieser Regelung machte meine Mutter ausgiebigst Gebrauch, obwohl die Reise von Breitenlee, das im Norden von Wien liegt, quer durch das damalige Wien zum Südbahnhof und endlich mit dem Zug nach Achau, viele Stunden in Anspruch nahm. Es ist anzunehmen, dass die oberste Führung, in unserem Fall das »Luftgaukommando Wien« diese Regelung sowohl im Sinne einer wirksamen Luftraumverteidigung, als auch im Sinne einer klaglos funktionierenden Dienstordnung

getroffen wurde, zu der letztlich auch die zu erwartenden Kampfeinsätze gehörten.

Es war kaum zu fassen: Vor kurzem noch Volksschüler in einem Wiener Außenbezirk, der den Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich 1938 irgendwie miterlebte, im Park neben der Schule die Flakgeschütze der Deutschen Wehrmacht samt den dazugehörigen Soldaten bestaunte, war plötzlich selbst ein solcher, gehörte zu einer der Flakbatterien im Großraum Wien und sollte im Falle eines Falles Wien vor Bombenangriffen englischer und amerikanischer Flugzeuge schützen, und das mit dem Einsatz des eigenen Lebens – natürlich »für Führer, Volk und Vaterland«, obwohl wir erst sechzehn waren! Und um diesen hehren Zielen voll und ganz entsprechen zu können, mussten wir so wie alle deutschen Jungen ZÄH WIE LEDER, HART WIE KRUPPSTAHL, FLINK WIE WINDHUNDE sein!

Außerdem waren wir nicht mehr Gymnasiasten, sondern OBERSCHÜLER, und »unser« Gymnasium in der Franklinstrasse Wien 21 war jetzt OBERSCHULE. Nicht ungerne ließen wir die Klassenräume zurück, die im letzten Winter nicht mehr beheizt wurden, weil der Krieg unter anderem auch so kleine Opfer erforderte. Die größeren konnte man nur erahnen, wenn man sich im Radio die fast täglichen Kriegsberichte anhörte. Angekündigt wurden sie in Form einer akustisch sorgfältig vorbereiteten und aufbereiteten Sondermeldung. Das lief dann so ab: Im Radio erklang aus dem »Prelude« von Franz Liszt jene Stelle, die in mitreißender, neugierig machender, aber auch reißerischer musikalischer Form irgendetwas ankündigt, auf etwas hinweist. Dies wird dadurch erreicht, dass ein großes Orchester mit nur wenigen Takten ein zunächst harmloses Thema rasch steigert, in immer imposantere Höhen führt und zuletzt die Blechbläser, immer lauter werdend, das Hauptthema in einer Art Triumphfortissimo zum Höhepunkt führt und dann plötzlich abbricht. Diesem Abbruch folgte dann die Stimme des Radiosprechers, der ankündigte, dass in Kürze eine Sondermeldung bekanntgegeben werde. Nach dieser Ankündigung erklang abermals die bewusste reißerische Stelle aus Liszts »Les Preludes«, dann meldete sich der Radiosprecher zum zweiten Mal und sagte:

»Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: ...«

Was bekanntgegeben wurde, sollte in den Anfangsphasen des Krieges die deutschen Menschen wohl stolz machen ob der großen Erfolge

a) an der Ostfront, wo die russischen Truppen in einer einzigartigen Kesselschlacht völlig aufgerieben wurden

b) an der Westfront, wo es den deutschen Truppen gelang, Paris einzunehmen und am Eiffelturm die deutsche Kriegsflagge zu hissen

c) in Nordafrika, wo General Rommel, der Wüstenfuchs, mit seinen Panzerverbänden den englischen Truppen bei Tripolis schwere Verluste zufügte

d) im Atlantik, wo es Kapitänleutnant Prien gelang, einen englischen Geleitzug zu sprengen und mehrere Frachter der Engländer zu versenken

Dann folgte wieder triumphartige Jubelmusik...

Fast täglich gab es derartige Sondermeldungen, und was meine Eltern betrifft, weiß ich, dass sie das Radio abdrehten, wenn das Preludes von Liszt verklungen war. Ich dachte im Zusammenhang mit diesen Erfolgsmeldungen, wenn ich sie mir anhörte, dass doch bei all diesen großen Taten viele Menschen sowohl auf der einen, als auch auf der anderen Seite ihr Leben lassen mussten. Andererseits sah man im Kino bei den Kriegsberichten der Deutschen Wochenschau immer nur Soldaten, die marschierten, im Schützengraben in die Kamera lachten, schwere Geschütze, die feuerten oder MG-Schützen, die anstürmende Russen reihenweise niedermähten, wie es im Text hieß. Man sah nie einen toten deutschen Soldaten, einen Gefallenen also. Aber man wusste, dass der Mann der Nachbarin, der Sohn des Arbeitskollegen, der Bruder des Wirtes oder der Freund einer guten Bekannten gefallen war. Eines Tages kam da mit der Feldpost ein Brief des Kompanieführers mit den Worten »Er war einer unserer besten Kameraden und er ließ sein Leben für die Heimat, die er so liebte. Wir werden ihn nie vergessen« oder es läutete der Briefträger, murmelte etwas über Bedauern, Leid tun und böses Schicksal, dann übergab er einer weinenden Frau den Brief eines

Oberleutnants d. Flakbatterie Rehkogel, in welchem kurz und bündig vermerkt wurde, dass der Gefreite H. in treuer Pflichterfüllung bis zuletzt bei einem Tiefangriff des Feindes sein junges Leben lassen musste. Auf diese und ähnliche Weise erfuhr die deutsche Zivilbevölkerung, dass das Leben auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen da und dort, auf dem Boden, in der Luft und auf dem Meer alles andere als vergnügliche Schießübungen mit einer Waffe in der Hand und lustigen Kameradschaftsabenden in der Kantine, im Bunker oder einem Flugzeughangar waren. In den letzten Jahren des Krieges war es für die Frauen, deren Männer, Söhne oder Brüder eingezogen waren, jedes Mal eine ganz große nervliche Belastung, wenn sich der Briefträger der Wohnungstür oder dem Haus näherte...

»Krieg ist eben Krieg« konnte man von Verbissenen hören und »Jetzt heißt es durchhalten, auch wenn wir so manches entbehren müssen«. Und in den Straßenbahnen, in denen jetzt auf den Werbeflächen für tausende unentbehrliche Artikel geworben wird, war damals zu lesen »Räder müssen rollen für den Sieg« oder »Vorsicht, Feind hört mit!« Auch für ein vernünftiges Umgehen mit der kostbar gewordenen Energie wurde geworben; immer wieder machte den Fahrgast ein Plakat aufmerksam, er möge doch beim Heizen sparsam mit Holz und Kohle umgehen. Dargestellt war eine fratzenhaft entstellte männliche Figur, die einen vollen Sack um die Schulter geworfen hatte und im Begriff war, mit diesem Sack das Weite zu suchen. In verzerrter schwarzer Schrift war zu lesen: »Achtung! Der Kohlenklau geht um!« Nachdem damals noch wirklich jeder große und kleine Mensch lesen konnte, begnügte sich, das konnte ich feststellen, jeder große und kleine Mensch mit der Anforderung, Kohlen zu sparen und sah zu, es zu Hause warm zu haben.

Unter diesen Aspekten spielte sich zwischen 1939 und 1945 das private und öffentliche Leben ab, und ab 1943 erfuhr dieses so verheißungsvoll begonnene Dasein eine weitere Einengung, denn »der Feind«, England und Amerika, begannen mit den Bombenangriffen auf deutsche und österreichische (ostmärkische) Städte. Wer als Zivilist überleben wollte, suchte einen Luftschutzkeller, einen Luftschutzbunker oder Verwandte auf dem Lande auf. Auf diese Weise überlebten viele, aber nicht alle. Meine Eltern, ich und die vielen

anderen Luftwaffenhelfer, waren mit dieser Welt vertraut, wir konnten uns einerseits ein anderes, ruhiges und friedliches Leben nicht mehr so richtig vorstellen, andererseits war jedem von uns bewusst, dass auch dieser Krieg einmal zu Ende gehen musste. Die einen träumten von einem Leben in Frieden und Normalität, die anderen vom großen Endsieg Deutschlands unter der Führung des größten Feldherrn, der je gelebt hatte. Dafür war kein Opfer zu gering, und jeder Deutsche sollte für dieses Ziel geben, was er zu geben im Stande war, auch sein Leben!

Als junge Schülersoldaten, die wir nun waren, taten auch wir unsere Pflicht für Führer, Volk und Vaterland, so gut wir konnten. Die Anforderungen, die an uns gestellt wurden, waren anfangs harmlos und für manchen von uns geradezu öde: Uniform und Ausrüstung beim Kleiderbullen empfangen, im Spind verstauen, den Bettenbau üben, die Stube säubern, auf dem Appellplatz antreten, wieder wegtreten, wieder antreten, die gebrüllten Befehle von Spieß und Unteroffizier ausführen, Liegestütz vorzeigen, obwohl der Boden nass und schmutzig und der Drillichanzug weiß war. Nach kurzer Zeit war er jedoch zweifärbig: vorne erdbraun, hinten weiß, vorne die ideale Tarnfarbe abgebend, hinten die reinigende Kraft von Persil beweisend. Diese Zweifärbigkeit veranlasste wahrscheinlich unseren Ausbilder, Leutnant Dellinger, die »Ausbildung« abzubrechen und uns in die Zugbaracke wegtreten zu lassen mit dem Befehl, in 15 Minuten mit dem vollständig gereinigten und sauberen Drillichanzug wieder auf dem Appellplatz zu erscheinen.

Dass man ein völlig durchnässtes und erdig verschmutztes Kleidungsstück nicht in 15 Minuten vollständig sauber machen kann, ist jedem denkenden Menschen klar. Dellinger wusste das wohl auch, dennoch gab er diesen sinnlosen Befehl. Der Sauberkeitsappell eine Viertelstunde später war dann nichts anderes als eine Art Strafschikane. »Ich sehe keinen einzigen weißen Drillichanzug! Ihr habt meinen Befehl missachtet! Wenn schon, denn schon. Volle Deckung (bedeutete flaches Hinlegen auf den Boden)!« Dann:«Auf! In Linie antreten, aber ein bisschen schnell! Ausrichten (die angetretenen Soldaten mussten in einer schnurgeraden Reihe dastehen)! Ein Lied!«